

Vom Feuilleton

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **57 (1977-1978)**

Heft 5

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Feuilleton

Kann man einem Strich nachtrauern? Das sollte doch erlaubt sein, wenn der Strich zwei Welten geteilt hat, eine obere von einer unteren. Man könnte den Strich waagrecht oder horizontal nennen, doch was im täglichen Leben, vor allem im kaufmännischen üblich ist, das ist es nicht in dem, was man Stil nennt. Die sogenannten Synonyme gibt es im Stil nicht, man hat keine Alternative, um das Wort doch ausnahmsweise richtig zu gebrauchen, sondern nur ein einziger Ausdruck ist möglich. Im kaufmännischen Leben kann man Pleite machen oder Bankrott sein, im Stil ist da ein gewaltiger Unterschied, denn jedes Wort hat seine eigene Atmosphäre und muss sich in die Atmosphäre des Ganzen einfügen. Da ist Pleite ein mildes Wort, in Witzen viel gebraucht, zum mindesten ein Haus wird schon auf den Namen der Frau geschrieben sein, und so erholt man sich mit der Zeit. Bankrott dagegen – das hat eine kräftige Vorsilbe, und die k und r vereinigen sich unerbittlich, um das hoffnungslose ott einzuleiten.

Nennen wir den Strich also horizontal, denn er trennte zwei Horizonte. Oben wurden die ernstesten Fragen der Zeit gründlich und überschlagbar abgehandelt, während unten ein Raum für die kleinen Fragen der Zeitlosigkeit bewilligt war. Damit ist es vorbei; das was man Feuilleton nennt, ist hinter die Aussenpolitik, die Innenpolitik, die Wirtschaft verdrängt. Der Name Feuilleton ist natürlich französisch, noch Berlioz spricht von seinen Feuilletons, heute aber wird das Wort in Frankreich nur im Zusammenhang mit dem Roman genannt und ist ausschliesslich ein Roman-Feuilleton, das heisst ein Roman in Fortsetzungen, wie ihn wohl Eugène Sue mit seinen *Mystères de Paris* in Schwung gebracht hat, die von den Lesern gierig verschlungen wurden. Fiel einmal eine Fortsetzung aus, so herrschte in Paris, was ein Amerikaner un malaise intellectuell nannte. Dennoch blieb das Feuilleton, auch unbenannt, in Paris heimisch. So war vor hundert Jahren Jules Janin ein Meister der Gattung, den man den Fürsten der Kritik nannte und dessen Leichtigkeit des Stils man rühmte. Als die Setzer sich über seine zahllosen Korrekturen beklagten, sagte er: «Das ist ja das Geheimnis meiner Leichtigkeit.»

In der Zwischenkriegszeit war unstreitig Georges de la Fouchardière eine Leuchte des Feuilletonismus. Er schrieb jeden Tag – jeden Tag! – ein kleines Feuilleton, das auf der zweiten Seite der sehr seriösen Zeitung

L'Oeuvre erschien, und immer wieder sah ich, wie die Leute, die das Oeuvre kauften, mich inbegriffen, zunächst die zweite Seite aufschlugen, bevor sie sich über die Greuel der Aussenpolitik unterrichten liessen. Überdies schrieb La Fouchardière noch jede Woche ein Feuilleton für die gute Zeitschrift «Marianne» und eines für den «Canard enchaîné».

In der deutschsprachigen Zeitungswelt war Feuilleton mehr eine Ortsbezeichnung als eine Ausdrucksform; was unter dem Strich stand, nannte man Feuilleton. Und da fand man ebenso gut oder schlecht Nachrichten über Ausgrabungen in Ost-Australien wie eine Antrittsvorlesung über Endsilben im Sanskrit – gibt es das überhaupt? – Reiseberichte, Kritiken über Konzert und Theater und Buchrezensionen. Ist das alles aber Feuilletonismus? Worin besteht denn nun dieser fragwürdige Beruf, der im Grunde genommen keinem Bedürfnis entspricht, zum mindesten keinem ernststen Bedürfnis, und das ist vielleicht seine Chance, denn hin und wieder will sich doch jemand von den ernststen Bedürfnissen erholen.

Der Feuilletonismus hat sich in Mund und Feder seiner Kritiker zum Inbegriff alles Nichtsnutzigen, Uernsten, Flachen, Ungenauen, Beiläufigen, Geschwätzigen entwickelt, weil es Nichtsnutzige, Uernste, Ungenaue, Beiläufige, Geschwätzige gibt, deren Elaboraten leider unter dem Strich ein Platz gegönnt wurde. Und so fand man und findet man immer wieder die Bezeichnung «seichter Feuilletonismus». Aber Alphonse Daudet gibt seinen Kollegen folgenden, höchst beherzigenswerten Rat:

«Das Adjektiv soll die Geliebte des Substantivs sein und nicht dessen legitime Gattin. Zwischen den Wörtern darf die Verbindung immer nur vorübergehend sein und niemals ewig. Das ist es, was den echten Schriftsteller von den andern unterscheidet.»

Ein Schüler des Frankfurter Germanisten Professor Stöcklein hat, wenn ich recht berichtet bin, eine Doktorarbeit über Alfred Polgar geschrieben, und damit dürfte dem Feuilleton der Weg in die Literatur geöffnet sein, denn Alfred Polgar war wohl der erste, der das Feuilleton zu einer eigenständigen literarischen Ausdrucksform erhoben hat.

Es gab natürlich vor ihm Feuilletonisten von Rang wie I. V. Widmann, Ludwig Speidel, Theodor Herzl, Victor Auburtin. Die köstlichen Wiener Spaziergänge Daniel Spitzers, des Feuilletonisten der Wiener Neuen Freien Presse, sind mit Recht neu aufgelegt worden. Als seinen Nachfolger glaubte man in Karl Kraus den rechten Mann gefunden zu haben, doch Karl Kraus war über diese Aufgabe hinausgewachsen und gründete die Fackel, deren Devise nicht lautete «Was wir bringen», sondern «Was wir umbringen». Er war der glühendste Feind des Feuilletonismus, wird sich dennoch gefallen lassen müssen, dass man einige seiner Aufsätze des Bandes «Die chinesische Mauer» als grossartige Feuilletons bezeichnet. Auch Hermann Hesse,

der, nicht eben begeistert, ein Zeitalter des Feuilletonismus zu schauen geglaubt hat, gehört mit manchen seiner Aufsätze zu den Fürsten des Landes unter dem Strich.

Aber die Abgrenzung des Feuilletons vom Essay, dem Reisebrief, den Rezensionen, der Theaterkritik hat, soweit die deutsche Feder reicht, Alfred Polgar geschaffen. Es hat seinen Platz etwa zwischen dem Essay und dem Gedicht, doch der Essay, den einer seiner Meister, Thomas Mann, richtig, aber viel zu bescheiden mit Versuch übersetzt, wird *über* etwas geschrieben und das Feuilleton *anlässlich* von etwas. Und darin ist es dem Gedicht verwandt.

Der Dichter dichtet nicht über den Wald, den Frühlingstag, sondern Wald und Frühlingstag sind ihm Anlässe zum Dichten, wie sie dem Feuilletonisten Anlässe sein können, Feuilletons zu schreiben. Ebenso Anlässe wie ein Verbrechen auf der Place Pigalle, die letzten Takte der Begleitung eines Liedes, ein Sündenfall des Ministers der Schönen Künste oder auch der weniger Schönen Künste – des Kriegs zum Beispiel –, eine Autofahrt durch herbstliche Landschaft, das Rollen der Kugel in der Roulette von Monte Carlo.

Auch des Feuilletonisten Sprache kennt Reim und Rhythmus, einen Rhythmus, dessen Gesetze viel schwieriger und unerforschter sind als die des Verses, und einen Reim, der gewissermassen ein versteckter Binnenreim ist. Der Redaktor merkt das nicht immer und streicht dann derart, dass die eine Zeile sich nachher vergeblich die Silben nach der fehlenden ausrenkt, mit der der Feuilletonist sie manchmal auf grössere Entfernung gepaart hatte. Leser und Leserin merken es kaum, nur der Feuilletonist geht ausnahmsweise nicht müssig, sondern läuft geschäftig die Wand seiner bescheiden möblierten Stube bergauf und bergab. Und der Kollege im Kaffeehaus merkt es auch und ballt die Hand zum Fäustchen, in das er sich lachen kann.

Dass es die seichten Feuilletonisten gibt – wer wollte es leugnen? Sie, die es gelernt haben, wie der gute Feuilletonist sich räuspert, wie er spuckt, die etwas von der Symbolkraft des Details läuten gehört haben, ohne doch unterscheiden zu können, welches Detail symbolisch ist und welches nicht, die so ungenau sind, dass sie etwa schildern, wie der Tenor sich nicht von dem hohen C in Don José's Arie trennen kann, wenn er «Carmen, ich liebe dich» endet, obgleich es in dieser Arie kein hohes C gibt, sondern nur ein B. Oder die in einer der immer weniger kostspieligen antiamerikanischen Tiraden schreiben:

«Vieles an ihrer – der Amerikaner – Lebensart sagt uns zu, vieles aber widert uns an. Wir bewundern vieles an ihnen, haben aber kein Verlangen, Bernard Shaw durch Hollywood zu ersetzen, noch ziehen wir Coca Cola einem André Gide vor ...»

Seichter allerdings geht es kaum! Hie Bernard Shaw, hie Hollywood! Hie Coca Cola, hie André Gide— Bernard Shaw und Hollywood sind keine Antithese, sie hatten schon zu seinen Lebzeiten zusammengefunden, und die Wahl zwischen Amerika und Europa wird keineswegs durch Coca Cola und André Gide symbolisiert, zwei Begriffe, die immerhin auf allzu verschiedenen Ebenen oder Höhen wohnen, um miteinander vergleichbar zu sein. Zu Amerika Nein, zu Europa Ja zu sagen, heisst nicht, André Gide lesen und Coca Cola verwerfen. Man kann das eine tun, ohne darum das andere zu lassen. Wenn man überhaupt dergleichen Antithesen konstruiert, dann müsste man die Wahl zwischen Coca Cola und Pepita geben oder zwischen André Gide und Faulkner. Der Nichtskönner aber stellt die Antithese Coca Cola—André Gide auf, völlig leer, völlig ohne Sinn und Witz, aber immerhin geeignet, darzutun, was seichter Feuilletonismus ist.

Wie wird man Feuilletonist? Am besten gar nicht. Es ist schwierig und unlohnend – auch hier eine Ähnlichkeit mit der Lyrik. Es kann nicht schaden, wenn er ein wenig Humor hat, wenigstens so viel, um nicht alles heiter zu finden, was belacht wird. Da er ein Faulpelz ist, hat er manchmal das Glück, andere zu erwärmen, und die Eigenschaft – es dürfte seine beste sein – nicht unbedingt zu allem etwas sagen zu wollen, besonders zu den wichtigen Ereignissen nicht.

In Brehms Tierleben wird von jedem Geschöpf auch gemeldet, wo es lebt und unter welchen Bedingungen es gedeiht. Vom Feuilletonisten wäre da zu berichten, dass er wohl besser in der Stadt gedeiht als auf dem Lande. Das hängt damit zusammen, dass das Feuilleton sehr oft als erweiterte Glosse wirkt, deren Stoff der städtische Alltag bequemer zuträgt als die schönste Landschaft. Gerade der grosse Georges de la Fouchardière war ein Meister darin, seine Entrefilets über jenen Kleinigkeiten aufzubauen, die im Pariser Journalistenjargon *Les chiens écrasés* heissen. Und in Europa dürften wohl noch immer zwei Städte es sein, die das richtige Klima für den Feuilletonisten haben, und das sind Wien und Paris. Der vielgeschmähte Asphalt ist, richtig bestellt, ein ergiebigerer Boden als die Scholle. Ein Pariser Glosseur, bei weitem kein Feuilletonist, sondern einer, der einfach unter dem Titel *Mon film* jeden Tag zehn Zeilen über irgendein Vorkommnis schrieb – er hiess Clément Vautel und hat ein Buch geschrieben, das mit Recht den Titel trägt *«Je suis un affreux bourgeois»* – meinte, er könnte doch genau so gut im Midi leben und dem *«Journal»*, dessen Mitarbeiter er war, seine Glosse zuschicken. Doch schon nach kürzester Zeit ersuchte ihn seine Redaktion, den Wohnsitz wieder nach Paris zu verlegen. Anscheinend fehlte seinen Glossen jene rasche Reaktion, welche die Leser von ihnen erwarteten.

Und dann ist es eine Lebensbedingung des Feuilletonisten, dass er nicht in ein Ressort gedrängt wird, sondern dass man ihm die ganze Umwelt aus-

liefert, Würdenträger, Verbandssekretäre, die Literatur, die Politik, das Theater, die Strassenreinigung, die Wissenschaft – ich sage nicht, dass ihm nichts heilig sein soll, aber den Grad der Heiligkeit muss er allein bestimmen, ungeschoren von den Fachleuten, da sie ein strenges und meist noch langweiliges Regiment führen.

Will man vom Umgang mit Feuilletonredaktoren berichten, so halte man sich, wie übrigens immer, die Lehre Disraelis vor Augen, der da sagte: «Alle Verallgemeinerungen sind falsch; auch diese ist es.» Schliesslich ist jeder Feuilletonredaktor eine Person für sich, manchmal sogar eine Persönlichkeit; und hätte ein Recht, gesondert behandelt zu werden. Es sind ziemlich viele auf meiner Liste, denn als alter, sehr alter Schüler von Alfred Polgar fing ich das Feuilletonschreiben bald an. Nicht allzu bald, aber immerhin in der Zeit, da ich für einen Beitrag sechzigtausend Mark bekam und auf meine Reklamation weitere sechzigtausend Mark. Für die ersten konnte ich mir ein Pfund Butter kaufen, für die zweiten nur ein halbes. Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen, heisst einer der wenigen lateinischen Hexameter, die mir aus der Schule haften geblieben sind. Auch die Honorare änderten sich, und als ich im Jahre 1941 meine Zelte in Zürich aufschlug, wo sie noch immer stehen, ohne dass man den Preis der Miete erhöht hat, da verdiente ich mit Feuilletonschreiben in den dreihundertfünf- undfünfzig Tagen meines ersten Zürcher Jahres sechshundertvierundachtzig Franken, vierzig Rappen. Eine der bestzahlenden Zeitungen des Landes fand, dass vier Feuilletons mit hundert Franken reichlich aufgewogen seien; andere Blätter hielten fünfzehn Franken für entsprechend. Und auf diesen Höhen bewegte sich der Ertrag meiner Feuilletons ziemlich lange. Wie gut ging es doch daneben den Leitartiklern! Einmal schrieb ich einen Leitartikel über die mir vertrauten österreichischen Probleme und verdiente damit fünfzig Franken, während dieselbe Zeitung mir für ein Feuilleton zwanzig Franken zahlte. Und dabei ist es doch so leicht, einen Leitartikel zu schreiben. Der Tag trägt einem den Stoff in unabsehbarer Menge zu, während dem Feuilletonisten schliesslich doch etwas einfallen muss. Einmal allerdings, in jener sagenhaften Zeit, hatte ich ein Feuilleton um einen Einfall gewoben und schickte es einem Redaktor. Er, der vermeintlich zuständige Mann, reinigte den Einfall säuberlich von dem Gewebe, bis er, der Einfall, blank vor ihm lag. Diesen Einfall brachte er dann auch und bewilligte mir dafür zwei Franken vierzig. All das anmutig-geistvolle Geplauder, das den dünnen Kern umplätschert hatte, warf der Kundige in den Papierkorb.

Und da wären wir endlich bei dem Thema angelangt – die Feuilletonredaktoren. Es soll keine Aufzählung folgen, aber einen möchte ich doch nennen, weil ich ihm sehr viel verdanke, und seine warme Menschlichkeit zu meinen schönsten Erinnerungen zählt. Und das ist Edwin Arnet. Er

war gar kein Feuilletonredaktor, sondern betreute die Tageschronik und das Wochenende. Aber es gelang ihm, meine Beiträge da oder dort unterzubringen, und damit begannen auch die Leserbriefe einzulaufen, die ich bis zum heutigen Tage nie unbeantwortet lasse. Arnet selber schrieb schöne, wertvolle Bücher und kleine, ungemein reizvolle Entrefilets, die zu sammeln und als Bändchen herauszugeben der Zeitung, für die er sie schrieb, wohl anstehen würde. Aber auch bei den Hütern des Feuilletonteils fand ich manchmal Gunst. Einmal auf merkwürdige, heute wohl schon verjäherte Art. Der Direktor des Verlags, für den ich etwa drei Dutzend Bücher übersetzt hatte, rief mir eines Tages in Anwesenheit von zwei Sekretärinnen und einem Mitarbeiter keineswegs heimlich zu: «Sie sollen für Doktor K. – er nannte den damals lange Zeit hochangesehenen Namen – ein Feuilleton über *Westküste im Zwielficht* schreiben.» Das bedeutete nicht, dass er ein Feuilleton unter meinem Namen haben wollte, sondern dass er es lästig fand, das sehr dicke Buch zu lesen, das ich übersetzt hatte, und das Feuilleton unter seinem Namen erscheinen lassen wollte. Und so geschah es auch, ich schrieb fünf Feuilletonspalten – man lebte damals noch unter dem Strich –, er fügte einen Satz hinzu, und am Anfang des Ganzen standen die geschätzten, manchmal auch gefürchteten Buchstaben EK. Das Honorar, das ich empfang, war weit höher als meine andern Feuilletonhonorare, aber EK bewertete einen unter seinem Namen erscheinenden Beitrag mit Recht höher als meinen erheblich weniger bekannten.

Ich habe die Geschichte bis lange nach dem Tod EKs geheim gehalten, dann erzählte ich sie zwei erfahrenen Kollegen, die mich auslachten. «Sie glauben doch nicht, dass Sie der Einzige sind?»

Auch ohne verallgemeinern zu wollen, muss gesagt werden, dass manche Feuilletonredaktoren die Titel ändern. Bei der Politik, bei der Wirtschaft, bei Reportagen ist es richtig, dass der Titel schon verrät, um was es sich handelt, damit man die Seite überschlagen kann. Ganz anders verhält es sich mit dem Feuilleton – sofern es dergleichen auf den Kulturseiten noch gibt. Hier soll der Titel nicht verraten, sondern auf den Inhalt neugierig machen, denn die Feuilletonisten wollen, wie der zumeist falsch zitierte Lessing sagt, weniger erhoben und fleissiger gelesen sein. Einmal, es mag Jahrzehnte her sein, las ich in Italien an den Mauern noch zahlreiche Sprüche aus der Faschistenzeit, unter andern den reichlich abgebrauchten Spruch *«Molti nemici molto onore»*, der in diesem Fall originell genug war, denn die Faschisten hatten viel zu wenige nemici und gar kein onore. Ein Dutzend solcher Sprüche fügten sich zu einem Feuilleton, und ich nannte es *«Die Schrift an der Wand»*. Wenn das nicht neugierig macht! Der gebildete Leser, und andere habe ich nicht, denkt an Belsazar und ist gespannt, was ich Neues über den König von Babylon zu sagen habe. Der

Feuilletonredaktor aber wollte die Leser nicht auf die Folter spannen, und so lautete sein Titel *«Italienische Mauerinschriften»*. Und so war kein Mensch neugierig, ausgenommen vielleicht zwei oder drei Spezialisten für italienische Mauerinschriften. Und diese zwei oder drei waren gewiss enttäuscht.

Ein anderes, ein wenig laszives Artikelchen, hiess bei mir *«Rund um die Annonce»*, und der Feuilletonredaktor machte unbarmherzig daraus *«Das gestohlene Handtäschchen»*. Und ein Feuilleton, das bei mir *«Ein Löffel Suppe»* hiess, wurde unter der Hand eines schelmischen Feuilletonredaktors zu *«Süppliche Feinheit»*. Als ich einmal Don Carlos zitierte und nicht gerade das unbekannteste Wort *«In meines Nichts durchbohrendem Gefühle»*, da machte der Redaktor – nein es war eine Redaktrice – daraus *«In dem Nichts meines durchbohrenden Gefühles»*. Noch heute grüble ich dem Sinn dieser Verbesserung Schillers nach. Doch auch Goethe ist nicht jedem Feuilletonredaktor heilig. Als ich meinte, ich hätte den ganzen Kreis der Schöpfung ausgeschritten, wurde daraus, ich hätte ihn vollendet, was nun einmal nicht die Worte des Theaterdirektors im Vorspiel zu Faust sind. Feuilletonredaktoren soll es geben, die dem Mitarbeiter etwas versprechen, dann aber, von andern Dingen bedrängt, ihr Versprechen nicht halten. In einem solchen Fall wartete ich zwei Jahre und habe dann eine fünfundzwanzigjährige Mitarbeit abgebrochen, ohne dass das dem betreffenden Redaktor aufgefallen wäre. Und nun muss noch bekannt werden, dass eine der grössten Zeitungen des Landes, bei der ich dreissig Jahre lang einen Beitrag im Monat zu verzeichnen hatte, mir schrieb, sie müsse in Zukunft auf eine Mitarbeit meinerseits verzichten. Der Grund war ein Wechsel in der Verwaltung der Kulturseite, man schrieb mir sogar von meinen *«geistreichen Feuilletons»*, aber die Feuilletons waren dann doch dem Niveau der Kulturseite nicht gewachsen oder das Geistreiche zog keine Inserenten an. Immerhin darf ich beschwören, dass dies der einzige derartige Brief ist, den eine Redaktion mir ihrerseits geschrieben hat. Ein Feuilletonredaktor änderte in einem Aufsatz Alfred Polgars einen Satz. Polgar meinte: *«Jetzt haben sie den ganzen Rhythmus auf den Kopf gestellt.»* Der Redaktor fand: *«Das merkt doch kein Mensch.»* Und Polgar entgegnete: *«Sie vielleicht nicht; aber der Durchschnittsleser schon.»*

Das wären einige Erfahrungen im Verkehr mit Feuilletonredaktoren, doch sie sollen nicht gar so negativ enden, sondern positiv, wie sie begonnen haben. Ein Feuilletonredaktor unvergleichlichen Könnens und Verständnisses war Max Rychner, selbst kein Feuilletonist, sondern einer der besten Essayisten deutscher Sprache. Ihm brachte ich jeden Monat drei oder vier Beiträge, von denen er mir kaum je einen zurückschickte, viele dagegen mit einem köstlichen Brief in seiner schönfliessenden Handschrift beant-

wortete. Jene Zeitung, der ich nicht geistreich genug war, lieferte mir übrigens eine Pointe. Etwa ein Jahr nach der Verabschiedung rief mich eine Redactrice des grossen Blattes an und ersuchte mich, als Rezensent zu zwei Konzerten zu gehn. Eine Französin hat einmal das Wort Genuss-tuung erfunden, das eine wahre Bereicherung der Sprache wäre. In meinem Fall hätte ich kein besseres gefunden, als ich der Redaktrice sagte, da die Zeitung auf meine Mitarbeit verzichtet habe, könne ich der ehrenvollen Aufforderung keine Folge leisten.

All die Eigenschaften, die dem Feuilletonismus nachgesagt werden, mögen sich, nur präventiöser, auch im Leitartikel finden, und dennoch gibt es kein Adjektiv, das man so beharrlich mit dem Leitartikel verbindet wie das Wort <seicht> mit dem Feuilletonismus, obgleich man dem Leitartikel immerhin tierischen Ernst, Salbaderei, Einerseits-Andrerseits-Akrobatik und ähnliche Qualitäten nachsagen kann. Nicht zuletzt die Freude am Klischee. Kaum ein Tag vergeht, da man nicht im politischen Teil seiner Zeitung entdeckt, dass irgendwer Morgenluft wittert, dass er die Wahl zwischen zwei Alternativen hat oder gar Vogelstrausspolitik betreibt. Ein Blick in den <Hamlet> würde den Leitartikler darüber belehren, dass die Gespenster, wenn sie Morgenluft wittern, verschwinden müssen, nicht aber auftauchen dürfen, also genau das Gegenteil dessen tun, was die Unbildung des Leitartiklers ständig von ihnen verlangt. Von der Alternative wiederum würde er im Larousse belehrt werden, dass sie die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten ist, die zwei Alternativen somit vier Möglichkeiten enthalten. Und ein Straussenzüchter berichtet, dass der Strauss in Gefahr sich wehrt oder davonläuft, niemals aber den Kopf in den Sand steckt.

Und nun wäre nur noch zu bekennen, dass es mit der Unsterblichkeit des Feuilletonisten mässig gut bestellt ist. In manchen Bibliotheken schimmeln Sammlungen einiger Grossen des Metiers, und nicht gerade zahlreich sind die Verleger, die es wagen, Feuilletons in Bänden gesammelt herauszugeben. In Wien – wo auch sonst? – erscheinen manchmal Anthologien. In dem Vorwort zu einer solchen schreibt der Herausgeber, das Feuilleton sei gewissermassen die Fortsetzung des Salons, was nicht ganz unrichtig, aber auch nicht ganz richtig ist, denn das Wesen des Salons war die Konversation, während das Wesen des Feuilletons der Monolog ist.

Ein hervorragender Vertreter der nicht sehr brotreichen Zunft der Feuilletonisten war Sigismund von Radecky, dessen Sammelbände eine willkommene Gelegenheit bieten, seine Arbeiten ein zweites und drittes Mal zu lesen; von Schweizern ist Arnold Kübler ein wertvoller Gast unter dem Strich, wo man ihm leider viel zu selten begegnet; auch Eduard Steenzen darf nicht vergessen werden, und ganz gewiss nicht der liebenswerte

Polyhistor und letzte Wagnerianer Karl Alfons Meyer, der über ein schier unglaubliches Wissen auf den allerverschiedensten Gebieten verfügte. Zwei Feuilletonisten seien noch genannt, die als Emigranten in die Schweiz kamen, und denen die Fremdenpolizei Leben und Schreiben schwer gemacht hat. Das wäre Alexander M. Frey, im Ersten Weltkrieg Kompagniekamerad Adolf Hitlers und nach dem Krieg Verfasser des Bestsellers «Pflasterkästen». Auch die vielen Aufsätze, die er in der Emigration schrieb, verdienen in einem Bändchen gesammelt zu werden. Er bewarb sich um das Basler Bürgerrecht, doch als die Zustimmung eintraf, lag er bewusstlos im Spital, und Bürgerrechtsfragen hatten ihren Wert verloren. Der andere ist der vor einiger Zeit verstorbene Ossip Kalenter, bei dem alle üblichen Lob-Klischees für Feuilletonisten wie Anmut, Grazie, Stilkunst, Besinnlichkeit, Geist zu lebendigstem Leben erwachten.

Die Reihe ist länger als man vermutet hätte, und noch zahlreiche Namen verdienen genannt zu werden, denen die Nachwelt Kränze flechten sollte.

Doch man muss sich damit abfinden, dass der Feuilletonist, wie Goethes Lustige Person, ewig dazu verdammt ist, der Mitwelt Spass zu machen.

